

Verheißungen neoliberaler Genderdiskurse

Mag.^a Stefanie Göweil

Vortrag gehalten am 25.11.2017 bei *feminismen diskutieren*

Basierend auf: Stefanie Göweil (2017). *Grenzen und Chancen der modernisierten Geschlechterordnung. Ein geschlechterkritischer Blick auf Gesellschaft und Schule*. Gießen: Psychosozial-Verlag.

Einleitung

Der diskursiv-herbeigeredeten Gleichstellung von Frauen, dem gesellschaftlichen Tenor über Frauen als Fortschrittsgewinnerinnen widersprechen die aktuellen Zahlen über nach wie vor existierende Lohnungleichheiten zwischen den Geschlechtern, über die weiterhin bestehende frappierende Ungleichverteilung von Haus- und Kinderarbeit, über die undurchdringbare Gläserne Decke, die Re-Kriminalisierung der Abtreibung, die nicht vorhandene Geschlechterparität auf Regierungs- und Parlamentsebene und die kürzlich durch die MeToo-Debatte wieder ins Bewusstsein gerufene strukturelle Gewalt gegen Frauen. Der Diskurs scheint also der Realität vorausgeeilt zu sein. Der breite Unmut der Frauen bleibt jedoch schon seit Jahren aus! Keinerlei Protest, der sich regt, keine Neue Frauenbewegung, die sich formiert. Stattdessen überall junge Frauen, die Wert darauf legen, nicht als Feministinnen wahrgenommen zu werden. Feminismus habe man heutzutage schließlich nicht mehr Not. Dieses feministische Opfergerede sei vorgestrig und obendrein ziemlich unsexy.

So schreibt etwa die Schweizer Slammerin Hazel Brugger: „Der Frauenbonus kann mich mal. [...] Männer werden schliesslich nicht gepöppelt wie aus dem Nest gefallene Vogeleier, denen man zurück in die Krone helfen muss. Männer schlüpfen, während sie im Nest sind, und verbleiben dort, bis sie vertrieben werden. Manchmal passiert das nie, manchmal schon früh, aber wenn sie erst mal draussen sind aus der Baumkrone, wird wohl niemand sie engagieren, einfach nur weil sie Männer sind“ (Brugger 2015, o.A.). Wirklich? Ist das so? Oder sitzt diese junge Dame hier nicht dem neoliberalen Mythos auf, wonach nur die individuelle Leistung und der Wille zum Erfolg zählen. Hazel Brugger ist gegen die Quote, weil sie einen Job nicht einfach nur deshalb bekommen will, weil sie eine Frau ist, sondern aufgrund ihrer Fähigkeiten. Sie will weder als Mann noch als Frau wahrgenommen werden, sondern einfach als Hazel Brugger. Sie will als Individuum angesehen werden und keinen Frauenmitleidsbonus erhalten. Ähnlich lautet der Tenor von Sheryl Sandbergs feministischem Ratgeber *Lean in* (2013), zu Deutsch „Häng dich rein!“. Dort schreibt sie u.a.: *“In the future, there will be no female leaders. There will just be leaders“* Es scheint, als wäre der Begriff Frau auf der neoliberalen Müllhalde des moralisch Unsagbaren gelandet. Der Verweis auf den Begriff wirkt in diesen Diskursen

schuld- und schambehaftet. Stattdessen wird das goldene Kalb des Individualismus gebetsmühlenartig angepriesen. Frau-Sein ist doch keine persönliche Leistung, dementsprechend kann dieser Begriff nur von Frauen vorgeführt werden, die ihn als Ausrede für fehlendes Talent, fehlendes Engagement, fehlendes Können nutzen, so der latente Subtext. Frau-Sein ist keine Entschuldigung für Leistungsunwilligkeit.

Während Diskurse dieser Art die Erodierung von Geschlecht suggerieren, werden damit im Hintergrund Klassenschranken bzw. -gegensätze wieder aufgerichtet. Die Reproduktion gesellschaftlicher Klassengrenzen wird damit zunehmend feminisiert. Auf der Grundlage von Geschlechts- und Weiblichkeitsattributen werden so soziale Hierarchien neu definiert. (vgl. McRobbie 2010, S. 172) Denn Antifeminismus können sich nur diejenigen leisten, denen es aufgrund ihrer ökonomisch und sozial privilegierten Position möglich ist, Geschlechterschranken zu transzendieren. Dieses individualisierte Verständnis von Emanzipation unterbindet somit präventiv Bündnisse zwischen Frauen unterschiedlicher Herkunft und wirkt entsolidarisierend.

Barbara Ehrenreich spricht in ihrem Buch *Arbeit Poor*(2001) von einem „Geldtabu“. Wie sie feststellt, funktioniert dieses Tabu, über den eigenen Lohn zu sprechen, gerade bei den am schlechtesten bezahlten Arbeitskräften am besten [...], denn in einer Gesellschaft, die ihre New-economy-Milliardäre feiert, kann ein Stundenverdienst von sieben oder auch von zehn Dollar als Zeichen angeborener Minderwertigkeit empfunden werden.“ (Ehrenreich 2001, S. 211) In ähnlicher Weise errichtet der neoliberale Feminismus ein „Frauen-Tabu“: wenn medial wie gesellschaftlich ausschließlich junge, dynamische, erfolgreiche Top-Girls sichtbar sind, sogenannte „Alpha-Mädchen“, die Kind und Karriere scheinbar problemlos unter einen Hut bekommen und dabei auch noch jederzeit blendend aussehen, gut gelaunt sind und total selbstverwirklicht, dann liegt die Versuchung nahe, dass ganz „normale“ Frauen ihr Scheitern, ihre Schwierigkeiten und ihre Krisen als selbstverschuldet wahrnehmen und interpretieren. Und es behindert die Vernetzung und den Austausch zwischen Frauen: man will doch nicht als Opfer dastehen. Das eigene Versagen gesteht man sich dann doch nur ungern ein. Ganz nebenbei arbeitet dieser individualisierte Feminismus so dem unter neoliberalen Vorzeichen vorangetriebenen Abbau sozial- und wohlfahrtsstaatlicher Strukturen in die Hände:

„Wenn das präfeministische weibliche Selbst als ein Selbst ohne Autonomie und von männlicher Bestätigung abhängig verstanden wurde, dann wird mit dem postfeministischen Gegenstück vom weiblichen Subjekt verlangt, mit Hilfe der zur Verfügung stehenden Unterstützung in sich selbst die Ressourcen zu finden, um die eigene Selbstachtung wieder zu erlangen, die immer und unausweichlich verloren ist.“ (McRobbie 2010, S. 150)

Damit wird deutlich, warum „die so genannte Enttraditionalisierung und Individualisierung in Wirklichkeit eine Re-Traditionalisierung der Geschlechterverhältnisse“ (ebd. S. 79) erzeugt bzw. als eine „Re-Etablierung von Geschlechterhierarchien durch die subtile Wiedereinsetzung der patriarchalen Macht“ (ebd.) zu verstehen ist. Statt dem, was eine feministische Politik

anbieten könnte, wird den Frauen eine „Art rhetorische Gleichheit offeriert, die in Bildungs- und Beschäftigungschancen, in den Möglichkeiten zur Teilnahme an Konsumkultur und Bürgergesellschaft ihren konkreten Ausdruck finden“ (McRobbie 2010, S. 18). In vorauseilendem Gehorsam unterwerfen sich junge, motivierte, dynamische Frauen diesem höchst naturalisierten Verständnis von Freiheit und perpetuieren damit selbst die Parameter der Macht. Die moderne Frau übernimmt so, wie zuletzt in den 1920er Jahren, eine zentrale Rolle bei der Zementierung und Reproduktion von Rasse- und Klassenschranken. (vgl. Barlow et al. 2005, S. 247)

Ein Blick auf das Wahlprogramm des neuen österreichischen Bundeskanzlers zeigt, dass das Wörtchen „Frau“ nur ein einziges Mal Verwendung findet: unter dem Punkt Gewalt gegen Frauen und Kinder härter bestrafen. Diese Gewalt, so heißt es im Wahlprogramm weiter, gehe vornehmlich von jenen Männern aus, die einen anderen Umgang mit Frauen aus ihren Herkunftskulturen gewohnt seien. Gewalt gegen Frauen wird als ein Problem archaisch denkender gesellschaftlicher Randgruppen dargestellt, Frauen erscheinen als Opfer, die ihr Opferdasein jedoch durch die Kolportage mit dem weißen Patriarchat ganz einfach abstreifen können. Gewalt gegen Frauen wird als Problem der Anderen dargestellt: der anderen Männer und der anderen Frauen. Der Verweis auf den Begriff Frauen ist damit stark rassistisch gefärbt. Der Rest des Frauenprogramms von Sebastian Kurz war „gerade einmal zwei Absätze lang und bestand aus nichtssagenden Schlagwörtern. Dafür hatte man aber als Illustration immerhin einen Stöckelschuh, eine Babyflasche, einen Laptop, einen Lippenstift und eine halbierte Gurke eingesetzt. Was halt die moderne Frau von heute so ausmacht“ (Rabinowich 2017, o.A.).

Während auf den Begriff Frau also höchstens kritisch-distanzierend verwiesen wird, wird der Begriff Mädchen hingegen affirmativ gefeiert. „*Can do girl*“, lautete vor Jahren der Werbeslogan von Dm. Die Drogeriekette Bipa schaltet gerade eine ähnliche Werbekampagne: „Ich bin stolz, weil ich ein Mädchen bin“ oder „Ich kann sein, was ich will, weil ich ein Mädchen bin“ liest man auf den Plakaten. Dabei werden Frauen von Anfang zwanzig bis Ende sechzig abgebildet. Es scheint, als dürfe man heute nicht mehr Frau sein, sondern müsse Mädchen bleiben. Mädchen-Sein ist das neue Ideal des neoliberalen Zeitgeists. Natürlich, denn ein Mädchen erfährt noch nicht die Einschränkungen der Frauenrolle in unserer Gesellschaft in vollem Ausmaß. Frauen allen Alters sollen sich so fühlen wie Mädchen: in Unkenntnis über die Beschränkungen des Frau-Seins und im Glauben, dass einem alle Türen offen stehen. Frauen allen Alters sollen sich nicht nur so fühlen, sie müssen sich auch so fühlen! Denn derartige Diskurse transportieren ideologische Weltbilder und entfalten eine stark normative Wirkung. Der Verzicht auf Kritik, die verordnete Naivität von Mädchen, ist daher laut Angela McRobbie die zentrale Prämisse des neuen, neoliberalen Geschlechtervertrags. Claudia von Werlhof sieht darin einen „Frauen-Mord“ angekündigt:

„Das verordnete Schweigen [...] ist die Vorwegnahme der Mord-Tat und gleichzeitig ihre Legitimation. Mütter, der Leib, Frauen und Natur: Es wird sie nie gegeben haben!? Und schon jetzt werden sie unsichtbar gemacht. Sie sind zum Unaussprechlichen geworden. Das ist die neue »political correctness« (Werlhof 2011, S. 11).

Paradoxerweise werden nun Frauen selbst zu den Agentinnen ihrer Ausbeutung. Tove Soiland verwendet zur Bezeichnung dieses Zustands gar die Metapher des Selbstkannibalismus. Es handelt sich bei dem neoliberalen Genderdiskurs also in Wirklichkeit um einen Etikettenschwindel: was vordergründig als Einlösung alter feministischer Forderungen und Ziele erscheint, entpuppt sich bei genauerer Betrachtung als Zementierung alter hierarchischer Geschlechterverhältnisse. Diese Retraditionalisierung bzw. Intensivierung der Bedeutung von Geschlecht ist jedoch dem Blick entzogen, weil sie parallel zur Wiedererrichtung der Klassenschranken zwischen Frauen stattfindet. Geschlechtsspezifische Diskriminierungen und Benachteiligungen sind weitgehend unsichtbar, weil sie auf Frauen am untersten Spektrum der gesellschaftlichen Hierarchie abgewälzt werden, die im hegemonialen medialen Diskurs nicht repräsentiert werden und zu denen es immer weniger Kontaktflächen gibt. Die gesellschaftlichen Kosten des Patriarchats werden sozusagen externalisiert. Dementsprechend stellt Barbara Ehrenreich nach ihrer Selbsterfahrung im amerikanischen Dienstleistungssektor fest:

„In unserer extrem polarisierten und ungleichen Gesellschaft gibt es diesen merkwürdigen optischen Effekt, der die Armen für diejenigen, die ökonomisch über ihnen stehen, nahezu unsichtbar macht. Während die Armen die Reichen praktisch ständig zu sehen bekommen, etwa im Fernsehen oder auf den Covern von Magazinen und Zeitschriften, bekommen die Reichen die Armen nur ganz selten in den Blick. Und wenn ihnen dann die Armut an irgendeinem öffentlichen Ort begegnet, begreifen sie nur selten, was sie da sehen, weil die Armen in der Regel die Fähigkeit haben (die sie Versandhäusern und leider auch Firmen wie Wal-Mart verdanken), sich als Angehörige der etwas gehobeneren Klasse zu verkleiden.“ (Ehrenreich 2001, S. 221f)

Der Neoliberalismus mit seinem individualisierten und naturalisierten Verständnis von Freiheit produziert demnach gezielt überflüssige, verworfene Bevölkerungsteile: Menschen, die es so gar nicht gibt. Die Politik zielt zunehmend auf die „Festigung einer Aufteilung in zwei große Weltteile, die zunehmend verdinglicht würden: auf der einen Seite eine saubere, gesunde und sichtbare Welt, auf der anderen die Welt des dunklen, kranken und unsichtbaren »Rests« (Bauman 2017, S. 88). Die „Existenz eines solchen »Rests« ist ein weltweites und keineswegs nur auf Europa beschränktes Phänomen. Der Ausdruck bezieht sich auf Menschen, die außerhalb unserer Sicht, unserer Sorge und unseres Gewissens bleiben“ (ebd.).

Derart in die Unsichtbarkeit getrieben und entrechtet, werden diese Menschen zu den modernen Sklaven des 21. Jahrhunderts. Migrantinnen, Leiharbeiterinnen, Pflegerinnen und Flüchtlinge: Personengruppen, bei welchen die Diskriminierungsformen von Geschlecht und Klasse wie in einem Brennpiegel zusammenlaufen.

Dies wird auch in der aktuellen #MeToo-Diskussion deutlich. Ihre Stärke besteht darin, dass sie den längst hin bekannten Zahlen über Gewalt an Frauen Gesichter verleiht, persönliche Schicksale statt abstrakte Zahlen in den Vordergrund rückt. Die soziale Trennlinie zwischen Frauen bleibt davon aber unberührt, denn im Vergleich zu den Stars und Sternchen, Politikerinnen und Sportlerinnen, die sich nach und nach in diesen Gewaltreigen einreihen, bleibt die Kassiererin aus dem Supermarkt nebenan, die Kellnerin und die Reinigungskraft weiterhin nur eine abstrakte Zahl, repräsentiert in einer anonymen Schätzung und als solche leicht zu ignorieren. Im selben Ausmaß, wie Gewalt gegen Frauen personalisiert wird, wird die Emanzipation aus diesen Gewaltverhältnissen personalisiert: auch das veranschaulicht die aktuelle #MeToo-Debatte. Sie lenkt den Blick auf die Opfer und die Täter, im Schatten bleiben jene gesellschaftlichen Strukturen, die diese Gewalt erst begünstigen und zementieren. So soll zwar einerseits im Parlament eine Frauenanlaufstelle eröffnet werden, Instrumente der Sozialpartnerschaft und des Arbeitnehmer_innenschutzes hingegen aber sukzessive ab- und rückgebaut werden.

Warum bleibt die Empörung aus?

Dem Neoliberalismus ist also ein bestimmter Genderdiskurs inhärent. Auch wenn der Begriff des Neoliberalismus immer wieder von Ökonomen des Mainstreams in Frage gestellt oder gar als linke Propaganda abgestempelt wird, möchte ich diesen Begriff zur Charakterisierung jener gesellschaftlicher Veränderungen heranziehen, die sich im westlichen Europa vor allem seit den 80er Jahren abzuzeichnen beginnen. Im Zentrum dieser Veränderungen steht die Machtverschiebung vom Staat zum Kapital, vorangetrieben zunächst durch Think-Tanks rund um Hayek und Friedman sowie durch gezieltes Lobbying parlamentarischer Arbeit von Seiten der einflussreichen Player des globalen Kapitals. Es handelt sich gewissermaßen um eine gesellschaftlich-ökonomische Revolution von oben, die jedoch psychologisch weitgehend unsichtbar bleibt, weil sie dezentralisiert und mikroskopisch-fein vor sich geht. „Moralisch unsichtbar« sind Verletzungen moralischer Normen, wenn sie zwar als Fakten sichtbar sind, jedoch in einen Kontext eingebettet sind, der verhindert, dass sie in der Bevölkerung ein moralisches Unbehagen oder Empörung auslösen.“ (Mausfeld 2015, S. 1) So sind zwar die humanitären und ökologischen Auswirkungen der neoliberalen Wirtschaftsordnung bereits allorten sicht- und spürbar, die breite Entrüstung der Massen bleibt jedoch aus. Es fehlt der Akteur, der dafür zur Rechenschaft gezogen werden könnte. Psychologisch gesehen läuft dies auf eine Individualisierung der demokratischen Subjekte hinaus. Das eigene Ich ist die Bastion aller neoliberalen Ideologie. Wie August Ruhs (2012, S. 79) schreibt, scheint dieses Subjekt „weniger an den Schwierigkeiten der Grenzen zu leiden, da ihm die Kategorien von Innen und Außen immer obsoleter geworden sind.“ Oder, in den Worten Margaret Thatchers: „*There is no such thing as society.*“ „Es gibt keine Gesellschaft, nur isolierte Schluckspechte und EllenbogenkämpferInnen.“ (Felber 2008, S. 1) Der Machtverschiebung vom Staat zum Kapital

entspricht also auf der Ebene der Subjekte eine Verschiebung vom Staatsbürger zum Steuerzahler, vom *zoon politicon* zum Konsumenten.

Obwohl psychologisch nicht haltbar und mehrfach widerlegt, geht der Neoliberalismus davon aus, dass der Mensch ein *rational-choice* Individuum ist. Der Mensch handelt auf Basis von rationalen Entscheidungen und aus dem Motiv der Nutzenmaximierung heraus. Die Gesellschaft ist somit ein Aggregat an rational handelnden Individuen, das Gemeinwohl ein Nebeneffekt privater ökonomischer Entscheidungen und Handlungen. Im Unterschied zum klassischen Liberalismus wird jedoch „das Kosten-Nutzen-Kalkül auf alle Bereiche des menschlichen Verhaltens ausgedehnt“, wonach „selbst private zwischenmenschliche Beziehungen letztlich nichts anderes als ein Tauschverhältnis“ (Butterwegge et. al. 2008, S. 28) sind. Ein Denkansatz, der „den Menschen und seine sozialen Beziehungen vollständig ökonomisiert und damit Marktverhältnisse totalisiert“ (ebd.) Die Kategorien Klasse und Geschlecht werden in ihrer Funktion als soziale Platzanweiser und Chancenverteiler negiert. Dies geschieht vor allem durch Umdeutung und Rekonstruktion zentraler liberaler Begrifflichkeiten wie Freiheit, Gleichheit und Gerechtigkeit, Begrifflichkeiten, die auch im Zentrum ehemals feministischer Kämpfe und Debatten standen.

„Prominentes Beispiel ist der neoliberale Neusprech zur Verhüllung und Verdeckung des tatsächlich Gemeinten, mit dem man leicht ein Orwellsches Neusprech-Wörterbuch füllen könnte. Hierzu gehören Begriffe wie Strukturreformen, Reformwille, Bürokratieabbau, Deregulierung, Stabilitätspakt, Austerität, Euro-Rettungsschirm, freier Markt, schlanker Staat, Liberalisierung, Harmonisierung, marktkonforme Demokratie, alternativlos, Humankapital, Leiharbeit, Lohnnebenkosten, Sozialneid, Leistungsträger, etc. etc.“ (Mausfeld 2015, S. 1)

Dieser Kampf um die Begriffe hat eine Demoralisierung menschlicher Beziehungen und Interaktionen zum Ziel, die „dadurch einer moralischen Bewertung entzogen werden und deshalb in der Praxis als moralisch neutral behandelt werden, als etwas, das »jenseits von Gut und Böse« liegt und nur anhand seiner Ergebnisse sowie unter Gesichtspunkten der Effizienz beurteilt werden kann“ (Baumann 2017, S. 77).

Der Neoliberalismus sichert sich seine Herrschaft also durch die dominante Besetzung des Diskurses mit technokratischem, versicherungstechnischem, ökonomischem Vokabular sowie Naturmetaphern und der damit einhergehenden Verengung des Bereichs moralischer Verantwortlichkeit.

Ein Begriff, der aus diesem Anlass ebenfalls zur Diskussion steht, ist der Begriff des Genders. Anfangs noch als eine Errungenschaft gefeiert, die zu einer de-essenzialisierenden Thematisierung von Geschlecht beitragen sollte, geriet diese Kategorie zunehmend selbst in Verdacht, die Dinge eher zu verschleiern als sie beim Namen zu nennen und damit einem System in die Hände zu arbeiten, in dem ungleiche, geschlechtsspezifische Systemverhältnisse

und -zwänge zwar nicht einfach verschwinden, aber vor dem Hintergrund des hegemonialen Ideals der Selbstunternehmer_in nicht mehr ohne Weiteres thematisier- und benennbar sind.

Wenn im gesellschaftlichen Diskurs anstatt von Frauen und Mädchen zunehmend von Gender die Rede ist, dann hat dies den Effekt, die Verletzbarkeit von Frauen und Mädchen erneut auszubeuten und zu verstärken, indem sie geleugnet wird. Statt der Vielfalt und Pluralität geschlechtlicher Ausdrucksformen und Lebensweisen, die der Begriff des Gender ursprünglich transportieren und legitimieren wollte, entfaltet dieser Begriff in seiner dominanten gesellschaftlichen Verwendung eine stark normative Wirkung auf Frauen und Mädchen: er stellt an Frauen und Mädchen die Forderung, geschlechtsspezifische Ambivalenzen und Ungerechtigkeiten selbstständig abzufedern und auszugleichen, oder, in den Worten Sheryl Sandbergs: *Lean in!* Mädchen häng dich rein! Die Aussicht auf die eigene „Emanzipation“, auf die zuerkannte Souveränität, nach der man sich sehnt, verstellt den Blick auf das Hier und Jetzt.

Das Problem ist, dass damit eine Art Sprechtabu errichtet wird. Indem der Begriff Frau aus dem Diskurs getilgt wird, wird damit die in diesem Begriff aufgespeicherte Problemgeschichte konserviert und eine bestimmte geschichtliche Szenerie eingefroren. Es wird die Chance vertan, den Begriff Frau neu zu besetzen, auszuweiten, umzuformulieren, in Frage zu stellen und damit neue, andere Formen der „weiblichen“ Sozialisation auszuloten und zu erproben. Die Tabuisierung des Begriffs läuft so gesehen auf eine Naturalisierung des weiblichen Geschlechts hinaus.

Die geschlechtsspezifischen Versprechen des Neoliberalismus

Das *rational-choice* Individuum kennt kein Geschlecht, es ist theoretisch geschlechtsneutral. Damit werden Männer wie Frauen gleichermaßen angesprochen. Es gibt kein Geschlecht, es gibt nur rational handelnde Individuen. Verführerisch ist diese normative Prämisse für Frauen insofern, als sie ein altes Versprechen einzulösen vorgibt und an die Forderung der Ersten Frauenbewegung anknüpft: die Frau ist nicht mehr länger das irrationale, sentimentale, kindische Wesen, geleitet von ihrer Gebärmutter und ihrer Sexualität und damit zur politischen und ökonomischen Unmündigkeit verdammt, sondern verfügt über dieselbe Ratio wie der Mann. Dementsprechend werden Frauen heute nicht mehr aktiv dazu angehalten, ein Ehe- und Hausfrauendasein zu fristen, sondern als selbstbestimmte Konsumentinnen und Produzentinnen des neoliberalen kapitalistischen Systems angerufen. Junge, gebildete, karriereorientierte und selbstbestimmte Frauen verkörpern die Werte der neuen Meritokratie. Mit ihrer gestiegenen Sichtbarkeit in der Öffentlichkeit sowie der Partizipation am Arbeitsmarkt, mit der Frauen zunehmend die Möglichkeit erwerben, finanziell unabhängig zu sein, werden die Ziele des Feminismus gegenwärtig scheinbar realisiert.

Die zweite Verlockung des neoliberalen Paradigmas liegt in seinem methodologischen Individualismus. Der Zuschnitt der Gesellschaft hat sich verändert: vom *male worker-female housekeeper* zum *adult-worker*-Modell. Es gibt nicht mehr länger auf der einen Seite den Mann als das politische Subjekt und Inbegriff des Humanen und Staatsmännischen und auf der anderen Seite die auf ihre Körperlichkeit und Reproduktionsfunktion zurückgeworfenen Frauen. Das generische Maskulinum hat nicht nur sprachlich, sondern scheinbar auch gesellschaftlich ausgedient. Die Frau darf endlich auch Subjekt sein. Der alte Traum Beauvoirs scheint in Erfüllung zu gehen: die Frau ist nicht länger das Andere des Einen, Universellen, Allgemeinen. Denn es gibt jetzt nur mehr Andere. Alle sind sich gegenseitig andere.

Die dritte Verheißung ist jene der sexuellen Selbstbestimmung und Befreiung. Die Sexualisierung des öffentlichen Raumes bzw. die Kommerzialisierung von Sexualität seit den 1960er Jahren erweckt den Eindruck einer sexuellen Befreiung. Frauen haben sich nicht mehr länger einer restriktiven bürgerlichen Sexualmoral zu beugen, sondern können ihre Sexualität offen zur Schau tragen und ausleben. Keuschheit und Jungfräulichkeit sind keine brauchbare Währung mehr am bürgerlichen Heiratsmarkt, vielmehr geht es heute darum, „sich als sexuelles Wesen zu inszenieren und sexuelles Kapital zu akkumulieren, um marktförmig zu sein“ (Govrin 2013, S. 100). Heute „entspricht [es] der neoliberalen Selbstgouvernementalität einer weiblich sozialisierten, im globalen Norden verorteten Person, sich als sexuell zu präsentieren, den eigenen Körper in heteronormativer Ästhetik begehrenswert zu präsentieren“ (ebd.).

Der Individualismus als faustischer Pakt

Dieser Rekurs auf das rationale Individuum, der im Zentrum des neoliberalen Genderdiskurses steht, erweckt den Eindruck, Geschlecht spiele keine Rolle mehr. Geschlecht sei nicht etwas, das man hat, sondern etwas, das man tut. Diese verkürzte Inkorporierung feministischen Gedankenguts verlagert die Verantwortung ins Individuum und führt zu einer Dethematisierung von Geschlecht. Diese Dethematisierung setzt stillschweigend das souveräne, selbstidentische Subjekt als Norm wieder ein. Gerade diese Norm aber steht mit der hierarchischen Geschlechterordnung in ursächlichem Zusammenhang.

Die Begriffsgeschichte des souveränen Subjekts macht jedoch deutlich, inwiefern es sich bei dem Ausschluss der Frauen aus der bürgerlichen Öffentlichkeit und ihrer Benachteiligung nicht bloß um „eine politische Unterlassungssünde“ (Benhabib 1995, S. 23) oder „ein[en] blinde[n] Fleck auf dem moralischen Auge“ (ebd.) handelt, sondern um ein zentrales „epistemologisches Defizit“ (ebd.) des moralischen und politischen Universalismus in der Tradition Kants. Die Geschlechterhierarchie ist in den Denkkategorien der Moderne, in deren Zentrum das souveräne Subjekt steht, paradigmatisch angelegt.

Mit der Orientierung am souveränen Subjekt als Ausgangs- und Zielpunkt der weiblichen Emanzipation setzen Frauen auf das falsche Pferd. Denn die Begriffsgeschichte des Subjekts macht deutlich, dass in seinen begrifflichen Ausformungen und Definitionen weder Körperlichkeit, noch Sexualität, noch Zwischenmenschlichkeit berücksichtigt wurden. Das Ideal des souveränen Subjekts ist per se nur über den Ausschluss von Anderen realisierbar. Der Mensch wird ideengeschichtlich als ungebundenes, vereinzelt Wesen gedacht, das außerhalb jeglicher gemeinschaftlicher Bande steht und daher seine egoistischen Interessen uneingeschränkt verfolgt. „Betrachten wir die Menschen (*men*) [...] als ob sie eben jetzt aus der Erde gesproßt und gleich Pilzen plötzlich ohne irgendeine Beziehung zueinander gereift wären“, schreibt Hobbes (1966 [1651], S. 109; zit. n. Benhabib 1995, S. 171).

Der Mensch als Wesen, das sich selbst das Gesetz geben kann, aufgrund seiner ihm inhärenten Einsicht in vernünftige Prinzipien, das ist die emanzipatorische Seite des Subjektbegriffs. Mit dieser Vernunft jedoch sind wir nicht von Gott geküsst worden, sondern sie ist ein Produkt unserer menschlichen Entwicklung und damit nicht unabhängig unserer Beziehungen und unserer Körperlichkeit zu denken. Der Mensch sei nicht Herr im eigenen Haus war Freuds Antwort auf diese Illusion der Subjektivität.

Vieles spricht allerdings dafür, dass gesellschaftlich momentan erneut ein Subjektbild rehabilitiert wird, dessen Autonomie und Souveränität „reine Selbstbezüglichkeit ohne irgendein Anderes [...]: reine Immanenz“ (Kamper 1998, S. 26; zit. n. Wimmer 2002, S. 63) bedeutet. Einen großen Anteil daran trägt meiner Meinung nach auch das Schulsystem, insofern heutzutage ein Großteil der kindlichen und jugendlichen Sozialisation in der Schule stattfindet. Die Schule leistet einen wesentlichen Beitrag bei der Aufrechterhaltung traditioneller Geschlechterverhältnisse, indem sie nach wie vor von einem Bildungsverständnis ausgeht, das sich am Ideal des souveränen Subjekts ausrichtet. Entfremdung und Dezentrierung werden als zu überwindendes Defizit betrachtet und nicht als Bedingung, unter der wir überhaupt erst zu Subjekten werden. Dem gegenwärtigen Schulsystem liegt ein unreflektierter Atomismus zugrunde, der Hobbes' Kampf aller gegen alle entspricht. Diese Ausrichtung am souveränen Subjekt zementiert die Illusion der „Natürlichkeit“ von Geschlecht:

„Da Bildungsprozesse vorrangig an individuellen Ressourcen ansetzen und auch ansetzen müssen, besteht die Gefahr, daß sie die strukturellen Bedingungen verschleiern, den Schein der Natürlichkeit von Geschlechterdifferenzen und -hierarchien stützen und damit geradezu die Probleme verdecken, deren Bewältigung den Schülerinnen und Schülern in je spezifischer Weise in der Jugendphase zugemutet wird.“ (Lemmermöhle 1998, S. 76)

Durch den normativen Individualismus wird von den Bedingungen, unter denen Menschen das Leben auf der Welt gegeben ist, im Lern- und Erkenntnisprozess der Schule abstrahiert. Arbeit, das ist auch innerhalb des Schulsystems nach wie vor ausschließlich marktvermittelte, bezahlte „Lohnarbeit“. Alle Tätigkeiten, die mit der Reproduktion in Zusammenhang stehen, finden

keinen Eingang in den schulischen Arbeitsbegriff und werden damit auch einer breiteren gesellschaftlichen Thematisierung entzogen. Schule als Institution und System setzt nach wie vor die stillschweigende Hilfe der Mütter voraus: sie vertraut darauf, dass Kinder von ihren Müttern zu essen bekommen, seelisch und körperlich ausreichend versorgt werden, kognitiv gefördert und unterstützt, usw. Indem diese ungeschriebenen Voraussetzungen nicht hinterfragt werden, wird über den dahinterliegenden Muttermythos das Geschlechterverhältnis naturalisiert. Gerade die Nicht-Thematisierung erscheint mir hier als das wesentliche Problem:

„Wenn etwa vorschnell überall dort »Biologismus« gewittert und in vielfach oberflächlicher Weise auf soziale Konstruiertheit verwiesen wird, wo eben diese Begrenzungen zum Tragen kommen, wird die Möglichkeit einer soziologischen Analyse der Art und Weise verspielt, wie *Natalität und Sterblichkeit, Leiblichkeit und Generativität vergesellschaftet werden*. Oftmals folgen die wissenschaftlichen Konstruktionen gerade dann, explizit oder implizit, blind den Alltagsmechanismen“ (King 2013, S. 190)

Erfolgreiches Undoing Gender setzt also ein Undoing Subjectivity notwendigerweise voraus, um nicht bloß eine rhetorische Modernisierungsmaschinerie der dichotomen Geschlechtercharaktere in Gang zu setzen. Bildungstheorie müsste dafür die Grenzen autogener Subjektivität in sich aufnehmen. Es käme darauf an, neben dem Herrschaftsmoment des vernünftigen Verfügungens über sich, andere und die Natur, auch den Momenten der Selbstentzogenheit, des Sich-Selbst-Undurchsichtig-Seins, des Angewiesen-Seins innerhalb der Schule zur Geltung zu verhelfen.

Literatur:

- King, Vera (2013). *Die Entstehung des Neuen in der Adoleszenz. Individuation, Generativität und Geschlecht in modernisierten Gesellschaften* (2.Aufl.). Wiesbaden: Springer VS.
- Lemmermöhle, Doris (1998). *Geschlechter(un)gleichheiten und Schule*. In Oechsle, Mechthild (Hrsg.), *Die ungleiche Gleichheit. Junge Frauen und der Wandel im Geschlechterverhältnis*. Opladen: Leske + Budrich, S. 67-85.
- Ehrenreich, Barbara (2001). *Arbeit poor. Unterwegs in der Dienstleistungsgesellschaft*. München: Antje Kunstmann GmbH.
- Bauman, Zygmunt (2017). *Die Angst vor den anderen. Ein Essay über Migration und Panikmache*. (4. Aufl.) Berlin: Suhrkamp.
- McRobbie, Angela (2010). *Top Girls. Feminismus und der Aufstieg des neoliberalen Geschlechterregimes*. Hrsg. von Sabine Hark & Paula-Irene Villa. Wiesbaden: VS-Verlag.
- Sandberg, Sheryl (2013). *Women, Work, and the Will to lead*. With Nell Scovell. New York: Alfred A. Knopf.

- Brugger, Hazel (2015). Meine Meinung: Der Frauenbonus kann mich mal. In: annabelle. Online unter: <http://www.annabelle.ch/leben/gesellschaft/meine-meinung-frauenbonus-kann-mich-mal-38191> (letzter Aufruf: 25.11.2017)
- Rabinowich, Julya (2017). Österreich: Die dunkle Seite des Mondes. In: Zeit Online, Serie 10 nach 8. Online unter: <http://www.zeit.de/kultur/2017-11/oesterreich-wahl-sebastian-kurz-oevp-fpoe-10nach8> (letzter Aufruf: 25.11.2017)
- Werlhof, Claudia von (2011). *Die Verkehrung. Das Projekt des Patriarchats und das Gender-Dilemma*. Wien: Promedia.
- Wimmer, Michael (2002). *Bildungsruinen in der Wissensgesellschaft. Anmerkungen zum Diskurs über die Zukunft von Bildung*. In Ingrid Lohmann & Rainer Rilling (Hrsg.), *Die verkaufte Bildung. Kritik und Kontroversen zur Kommerzialisierung von Schule, Weiterbildung, Erziehung und Wissenschaft* (S. 45–68). Opladen: Leske + Budrich.
- Ruhs, August (2012). *Subjektivitätswandel unter neuen Sozialisationstypen*. Klinische und alltagskulturelle Implikationen. *texte. psychoanalyse. ästhetik. kulturkritik.*, 32(2), 72–88.
- Kamper, Dietmar (1998). *Von wegen*. München: Fink.
- Hobbes, Thomas (1996 [1651]). *Leviathan*. Hamburg: Meiner.
- Govrin, Jakob J. (2013). *SlutWalk-Resignifizierung von Feminitäten und Feminismen*. In *Gender. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur + Gesellschaft*, 1/2013, 91–103.
- Benhabib, Seyla (1995). *Selbst im Kontext. Kommunikative Ethik im Spannungsfeld von Feminismus, Kommunitarismus und Postmoderne*. Aus dem Amerik. von Isabella König. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Barlow, T./Dong, U./Poiger, U./Rmamurahy, P./Thomas, L./Weinbaum, A. (2005). *The Modern Girl Around the World: A Research Agenda and Preliminary Findings*. In *Gender and History*, 17 (2), S. 245-294.
- Mausfeld, Rainer (2015). „Warum schweigen die Lämmer?“ *Demokratie, Psychologie und Techniken des Meinungs- und Empörungsmanagements*. Vortrag an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel. In *Free 21*. Online unter: http://www.nachdenkenseiten.de/upload/pdf/150806_Mausfeld.pdf (letzter Aufruf: 25.11.2017)
- Felber, Christian (2008). *Crashkurs Neoliberalismus. Ein Appetizer zur 7. Sommerakademie von Attac Österreich*. Online unter: http://www.christian-felber.at/artikel/pdf/Was_ist_Neoliberalismus.pdf (letzter Aufruf: 25.11.2017)
- Butterwege, Christoph/Lösch, Bettina u. Ralf Ptak (2008). *Kritik des Neoliberalismus*. (2., verbesserte Aufl.). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.